

# Die Gleichheit.

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen.

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post (eingetragen unter Nr. 2970) vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 65 Pf. Jahres-Abonnement Mk. 2.60.

Stuttgart  
Mittwoch, den 25. Mai  
1898.

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Fr. Klara Zettin (Eigner), Stuttgart, Rottebühlstraße 147, III. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Furtwänglerstraße 12.

Nachdruck ganzer Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

## Inhalts-Verzeichnis.

Mutterpflichten im Wahlkampf. Von Lily Braun-Berlin. — Das preussische Abgeordnetenhaus und die Frage des Frauenstudiums. Von Paul Hirsch. — Die Magd. Von Richard Dehmel. (Gebicht.) — Feuilleton: Die Reinen. Von Dorothee Goebeler. (Fortsetzung.)  
Notizentheil von Lily Braun und Klara Zettin: Weibliche Fabrikinspektoren. — Gesundheitschädliche Folgen industrieller Frauenarbeit. — Frauenarbeit auf dem Gebiete der Industrie, des Handels und Verkehrswesens. — Vereins- und Versammlungsrecht. — Frauenbewegung.

## Mutterpflichten im Wahlkampf.

Die Angst der herrschenden Klassen vor den Frauen, vor ihrem wachsenden Interesse, ihrer zunehmenden Theilnahme an den Fragen des öffentlichen Lebens ist unverkennbar. Man bemüht sich in allen Tonarten auf sie einzusprechen, um sie davon zurückzuhalten. Man predigt ihnen unaufhörlich von den nur häuslichen Pflichten des weiblichen Geschlechts, und wenn das nicht mehr versangen will, so redet man mit salbungsvoller Stimme den armen Frauen von ihren Mutterpflichten.

Wo ist die Frau, der nicht dabei das Herz in schnelleren Schlägen klopfte? Freudig will sie sich ihren Kindern opfern und begierig hört sie auf den eindringlichen Mahner, der, um ihrer Kinder willen, das Opfer ihrer eigensten Persönlichkeit von ihr verlangt, der ihr sagt: Kümmere dich nicht um die Welt da draußen; an der Wiege, am Kochherd, am Waschtrog, da ist dein Platz; entsage allem unweiblichen Ehrgeiz, kümmere dich nicht um Dinge, die du nicht verstehst, nicht verstehen kannst — das bist du deinen Kindern schuldig!

Wie Vielen, die es nicht besser verstehen, leuchten diese Argumente ein. Sehen wir einmal, was von ihnen übrig bleibt, wenn wir an der Hand der tatsächlichen Verhältnisse den Dingen auf den Grund gehen, und fragen wir uns dann, was wir in Wahrheit unsern Kindern schuldig sind.

Nach der Berufsstatistik vom 14. Juni 1895 wurde die weibliche Bevölkerung des Deutschen Reichs auf 26361125 Personen berechnet. Davon sind 6578362 Personen erwerbsthätig, das heißt 24,96 Prozent, oder ein Viertel aller Frauen Deutschlands sind auf ihren Verdienst angewiesen. Die Höhe dieser Zahl springt noch mehr in die Augen, wenn wir bedenken, daß zu jenen fast 26 1/2 Millionen weiblicher Einwohner auch die ca. 8 1/2 Millionen weiblicher Kinder unter vierzehn Jahren gerechnet werden, die im Allgemeinen nicht als erwerbsthätig gelten. Ziehen wir diese Zahl, also die weiblichen Kinder, von der Zahl der weiblichen Gesamtbevölkerung ab und vergleichen wir dann damit die Zahl der erwerbsthätigen Frauen, so finden wir, daß nicht ein Viertel, sondern mehr als ein Drittel aller Frauen (mit Ausnahme der Kinder) erwerbsthätig ist. Seit der Berufszählung vom Jahre 1882 ist ihre Zahl um über eine Million, d. h. um 1,51 Prozent gestiegen, während die Zahl der erwerbsthätigen Männer im Verhältnis zu ihrer Gesamtzahl nur um 0,65 Prozent gewachsen ist. Um nun zu sehen, welchen Grundursachen diese mit einer Verdrängung der Männerarbeit verbundene Zunahme der Frauenarbeit entspringt, genügt ein Blick auf ein paar Zahlen der Berufsstatistik von 1895. Da finden wir z. B. die überraschende Thatsache, daß in der Landwirtschaft von 1882 bis 1895 die weiblichen Erwerbsthätigen um

218245 zu-, die männlichen dagegen um 162049 abgenommen haben. Also in dem Beruf, wo die Löhne am schlechtesten, die Arbeit am härtesten ist, wo die Arbeiter kein Koalitionsrecht besitzen und ein gesetzlicher Schutz kaum besteht, wird das „schwache Geschlecht“, das „zarte Weib“, in immer wachsender Zahl hineingetrieben. Es ist nicht die Emanzipationslust, der Drang nach Freiheit und Selbstständigkeit, der das zu Wege bringt, sondern die harte, graue, erbarmungslose Noth.

Noch klarer wird uns die Unterdrückung und Ausbeutung des weiblichen Geschlechts, wenn wir die Art seiner Erwerbsthätigkeit im Verhältnis zu der der Männer betrachten. Darnach sind von allen selbständigen Erwerbsthätigen circa ein Viertel Frauen, von allen Erwerbsthätigen, die als höheres Hilfspersonal bezeichnet werden und zu denen z. B. das technische und kaufmännische Verwaltungs- und Aufsichtspersonal gehört, nur circa ein Bierzehntel, und vom niederen Hilfspersonal — den ländlichen und industriellen Arbeitern, wie den gewerblich thätigen Familienangehörigen — circa ein Drittel. Wir sehen aus alledem, wie die Frauen, von deren körperlicher Konstitution die Zukunft des Menschengeschlechts zum großen Theil abhängt, durch die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung in den Konkurrenzkampf mit dem Manne hineingetrieben werden, aus dem sie zwar auf vielen Gebieten scheinbar als die Sieger hervorgehen, in Wirklichkeit aber die Unterliegenden sind, weil sie sich in Folge ihrer Schwäche, ihrer Genügsamkeit und Bescheidenheit, ihrer ganz fehlenden oder unzulänglichen Vorbildung, in die schlecht bezahlten, untergeordneten, aussichtslosen Arbeitskategorien zusammen drängen müssen. Die niedrigste Sklaverei im Dienste des Land- und Schlotjunkerthums verwüftet ihren Körper schon in früher Jugend.

Die Klassen, welchen, früh gealterten Gesichter der Proletarierinnen sind nicht nur durch die Noth und die Qual in der Ehe, durch die unter den ungünstigsten Bedingungen gezeugten und geborenen Kinder so grausam gezeichnet worden, vielmehr ist der frühe Verlust der Schönheit und Jugendkraft schon auf die Lebensweise vor der Ehe zurückzuführen. Darum versündigt sich die Arbeiterin nicht nur an sich selbst, sondern auch an ihren künftigen Kindern, wenn sie nicht alle Kraft daran setzt, im Verein mit ihren Gefährtinnen, bessere Arbeitsbedingungen zu erkämpfen. Wenn von den großen Fragen der inneren und äußeren Politik die Rede ist, darf sie nicht abseits stehen und sagen: das geht mich nichts an. Es geht sie wohl etwas an, ob Brot und Fleisch vertheuert, der Lohn verkürzt, die Arbeitszeit verlängert wird, oder ob der Einfluß und die Macht der Arbeiterpartei so erstarben, um an Stelle dieser Verschlimmerungen Verbesserungen des Proletarierdaseins treten zu lassen. Hat sie, die junge Arbeiterin, satt zu essen, braucht sie ihre Kräfte nicht übermäßig anzustrengen, hat sie Muße zur Lebensfreude und zur geistigen Fortbildung, so kommt das Alles nicht nur ihr allein zu Gute, sondern es besteht für sie dadurch erst die Möglichkeit, einmal die Mutter frischer, starker, körperlich und geistig gesunder Kinder zu sein.

Darum führt kein Traumleben, Ihr Mädchen. Wacht auf! Blickt offenen Auges um Euch, nehmt Theil am Befreiungskampf Eurer Brüder und Schwestern. Ihr seid's nicht nur Euch selbst, sondern dem kommenden Geschlecht schuldig, dessen Mütter ihr werdet.

Tritt die Arbeiterin in die Ehe, so soll der Mann nach dem Ideal der guten alten Zeit nunmehr der Ernährer der Familie sein, die Frau aber „waltet“, um mit Schiller zu sprechen, „weise



im häuslichen Kreise". Thatsächlich gestalten sich die Verhältnisse ganz anders. Mann und Weib gehen gemeinsam zu ihrer Berufsarbeit, jedes von ihnen steuert zum Lebensunterhalt seinen eigenen Verdienst bei; das vielbesungene deutsche Heim ist vielfach zu einer bloßen Schlafstelle zusammengeschrumpft.

Die Berufszählung giebt uns wieder die Belege dafür. Während, wie wir gesehen haben, die Anzahl der erwerbsthätigen Frauen seit 1882 um 1,15 Prozent gestiegen ist, finden wir, daß unter ihnen die verheiratheten Frauen um 3 Prozent zugenommen haben. 1057653 Ehefrauen sind in Deutschland auf ihrer Hände Arbeit angewiesen, wobei noch besonders hervorgehoben werden muß, daß diese hohe Zahl nur die im Hauptberuf Thätigen in sich schließt, d. h. also, daß alle diejenigen Gattinnen und Mütter nicht mit eingerechnet sind, die ihre Arbeit als Nebenerwerb betreiben, die z. B. zu Hause nähen, sticken, waschen oder sich sonst auf irgend eine Weise etwas zu verdienen suchen. Es giebt ihrer sicherlich Hunderttausende, und ihre Lage ist oft die allerschlimmste, denn sie entzieht sich ganz der Kontrolle und steht unter keinem gesetzlichen Schutz.

Solange die Frau kinderlos ist, geht es ihr nicht besser und nicht schlechter als ihrer unverheiratheten Arbeitskollegin, denn das, was man so gewöhnlich unter dem ehelichen Leben versteht, existirt für sie fast nur nach der physischen Seite hin. Von dem Augenblick an aber, wo das Kind in Aussicht steht, schädigen ihre Arbeits- und Lebensverhältnisse das junge Leben auf das Empfindlichste. Machen wir uns doch einmal die Grausamkeit klar, die in der Thatsache liegt, daß gerade die Kinder, denen ein Leben der Armuth, des mühsamen Ringens ums tägliche Brot bevorsteht, mit dem allgeringsten Maß an körperlicher Kraft und geistiger Frische bereits geboren werden, während der einfachste Menschenverstand uns doch schon sagt, daß Alles geschehen müßte, um sie für den Kampf, den sie kämpfen müssen, besonders tüchtig zu machen. 30,5 Prozent Proletarierkinder sterben im Säuglingsalter, während von den gleichaltrigen Kindern der höheren Stände nur 8,9 Prozent sterben!

Aber nicht nur die den Schwangeren fehlende Schonung, Ruhe und ausreichende Ernährung macht die Kinder der Armen schon vor der Geburt zu Todgeweihten. Sind sie geboren, so ist die Pflege und Nahrung, durch die schwächliche Kinder reicher Leute gestärkt und gerettet werden, so mangelhaft, daß die proletarischen Kleinen in der Folge sterben oder zeitlebens schwach und krank bleiben. Furchtbar ist das allgemeine Schicksal dieser kleinen Wesen, und doch giebt es auch unter ihnen noch Abstufungen des Elends: Die ehelich Geborenen sind die verhältnismäßig Bessergestellten. Ihre Mütter machen nicht die Qualen der Scham und Verzweiflung durch, welche die unverheiratheten Mütter leiden müssen, unter denen sich so viele unglückliche Opfer des Leichtsinns, der Verfälschung befinden. 176271 uneheliche Geburten zählte man 1895 im Deutschen Reich. Wie viel Weh verbirgt sich hinter dieser Zahl! Die Thiere erfahren unter denselben Umständen eine bessere Behandlung, als die unverheiratheten Mütter. Und ihre Kinder, die von Schuld nichts wissen, werden behandelt wie Verbrecher.

Was hat die Gesellschaft, was hat der Staat Angesichts all dieses Elends bisher gethan?

Die Gewerbeordnung des Deutschen Reiches schreibt für die Wöchnerinnen eine sechswochige Arbeitsruhe vor. Die Krankenversicherung gewährt ihnen eine Unterstützung für dieselbe Zeit bis zu 75 Prozent des ortsüblichen Tageslohns. Da aber nur die gewerblichen Arbeiter dem Versicherungszwang unterliegen und es dem Belieben jedes Orts überlassen bleibt, ob sie die Hausindustriellen und die landwirtschaftlichen Arbeiter zur Versicherung heranziehen wollen, so haben zahllose arme Wöchnerinnen keinerlei Anspruch auf Unterstützung. Sobald sie sich nur aufrecht halten können, müssen sie wieder auf Arbeit gehen und den Säugling in den weitaus meisten Fällen der unzureichendsten Pflege überlassen. Doch auch die Wöchnerinnen, denen der gesetzliche Schutz zu Gute kommt, befinden sich in Folge seiner Unzulänglichkeit meist in der traurigsten Lage. Was hilft's, daß sie ihr persönliches Einkommen nicht ganz einbüßen müssen, wenn sie in ihrem elenden Zuhause, vielleicht schon inmitten einer Schaar kleiner Kinder, alles entbehren, was für die Gesundheit von Mutter und Kind unentbehr-

lich ist: Reinlichkeit, Licht, Luft, stärkende Nahrung und gute Pflege. Demgegenüber wird oft auf die Werke der privaten oder kirchlichen Wohlthätigkeit hingewiesen, die Wöchnerinnenheime, die Anstalten für Hauspflege u. s. w. Und doch ist auf keinem Gebiet der Beweis für die Unzulänglichkeit der Wohlthätigkeitsbestrebungen so deutlich erbracht worden, wie auf diesem. Es bestehen nämlich in ganz Deutschland — 12 Wöchnerinnenasyle mit zusammen — 180 Betten! Eine geradezu lächerliche Zahl gegenüber dem ungeheuren Elend, geringfügig, wie im Grunde auch der staatliche Schutz, unter dem die Frauen stehen, geringfügig ist. Wer sich dies vor Augen hält, der wird nicht mehr im Stande sein, den Frauen zuzurufen: bescheidet Euch, kümmert Euch nicht um politische und soziale Fragen. Er wird im Gegentheil aufstehen und sie aus ihrer Gleichgültigkeit aufrütteln, aber nicht etwa damit sie die reichen Leute um größere Bethätigung ihres vielgepriesenen guten Herzens ansprechen sollen. Die Mütter des Volkes haben ein heiliges Recht darauf, daß sie zu der Zeit, wo sie einem künftigen Bürger das Leben geben, gepflegt und gewartet werden. Wo aber ein Recht besteht, da ist Wohlthat Kränkung.

Ihr Mütter, erkennt Euer Recht und, wenn Ihr es erkannt habt, erkämpft es!

Freilich haben wir Frauen nicht die Macht, mit dem Stimmzettel in der Hand unserer Ueberzeugung Geltung zu verschaffen. Der Staat hat uns in seiner väterlichen Fürsorge den Unmündigen, Wahnsinnigen und Verbrechern gleich gestellt. Trotzdem sind wir im Stande, Einfluß zu üben; wir können unsere Brüder, unsere Männer und vor allem unsere Söhne durch die Kraft unserer Ueberzeugung, durch die Gluth unserer Begeisterung vorwärts treiben, statt sie durch kleinmüthigen Unverstand zurückzuhalten. Wir können in Wort und Schrift für diejenigen Vertreter des Volkes eintreten, die in den gesetzgebenden Körperschaften unsere Sprecher sind.

Wie es ein trauriges Licht auf ein Gemeinwesen wirft, wenn Noth und Armuth in ihm so groß ist, daß ein enormer Prozentsatz seiner weiblichen Mitglieder die Kinder in Sorgen und Elend zur Welt bringt, so ist es vielleicht ein noch bedeutungsvolleres Zeichen für die niedrige Kulturstufe, auf der es steht, daß es denjenigen unter seinen heranwachsenden Bürgern, die mit Glücksgütern nicht gesegnet sind, unter den ungünstigsten Umständen die mangelhafteste geistige Nahrung bietet. Eure Kinder sind's, Ihr Proletarierinnen, für die das Schlechteste gerade gut genug ist. Wollt Ihr schweigen dazu, wollt Ihr Euch selbst einreden, das ginge Euch nichts an?!

Nicht eher dürfen wir ruhen, als bis wir eine Volksschule im wahren Sinne des Wortes haben schaffen helfen, d. h. eine Schule für Alle, ohne Unterschied der Klasse und des Geschlechts, einen neutralen geistigen Turnplatz, wo alle Kinder ihre Kräfte miteinander messen können, und von wo aus sie auf Grund ihrer Befähigung, nicht ihres Geldbeutelns, in die höheren Unterrichtsanstalten überwiesen werden.

Bricht es Euch nicht oft beinahe das Herz, Ihr Mütter, wenn Ihr seht, mit welchem Feuereifer Euer Kind lernt, wie es den Inhalt aller Bücher, die es bekommen kann, verschlingt und Ihr dann erfahrt, daß der Sohn Eures reichen Hausherrn, der durch Hauslehrer mühsam zum Examen gepreßt wurde, auf die Universität geht, um zu saufen und schlemmen, während Euer Sohn als Lehrling bei irgend einem harten Meister in geisttödtender Arbeit traurig dahinlebt, mit der ungestillten Sehnsucht seines Herzens und der brach liegenden Befähigung seines Geistes.

Bahn frei für unsere Kinder! das muß unsere Losung sein. Mit ihr müssen wir in den jetzigen Wahlkampf eintreten. Das Volk hat eine Macht, durch die es seinen Willen kund thut: die Volksvertretung im Parlament. Dorthin, Ihr Frauen, wollen wir auch unsere Sprecher senden. Und wir wollen uns, an der Hand unserer Losung, bei Zeiten klar machen, was sie für uns fordern müssen. Wir haben gesehen, wie die mangelnde Schonung der werdenden Mutter schon das ungeborene Kind in seiner Gesundheit schädigt, deshalb wollen wir, daß die Schutzzeit der Wöchnerinnen von sechs auf acht Wochen ausgedehnt werde, und zwar soll vierzehn Tage vor der Entbindung jede Erwerbsarbeit der Schwangeren ruhen. Im Anschluß hieran verlangen wir, daß die Krankenkassen verpflichtet werden, den Wöchnerinnen eine Unterstützung in der Höhe des vollen Lohnes auszusahlen.



Wir haben viel erreicht, wenn wir das einmal erreicht haben. Aber das Martyrium unserer Kinder ist damit noch nicht beendet. Die Berufsstatistik von 1895 und eine Untersuchung deutscher Lehrervereine hat den Schleier aufgehoben, hinter der es sich in all seinen Leidensstationen verbarg. Bekanntlich hat unsere Arbeiterschutzgesetzgebung die Kinderarbeit in Fabriken verboten. Es sind trotzdem nach den letzten Berichten der Gewerbeinspektoren noch 988 Kinder darin thätig. Wie winzig aber erscheint diese Zahl gegenüber den Ermittlungen der Berufsstatistik, wonach in Deutschland 214954 Kinder unter 14 Jahren, von denen 32398 sogar noch nicht 12 Jahre zählen, erwerbsthätig sind. Und zwar gilt diese Zahl nur für die im Hauptberuf und im Hausgesindebedienst Thätigen. Wir finden darunter Kinder, die in Ziegeleien, Schlossereien, bei der Erz-, Stein- und Braunkohlengewinnung, ja sogar in Steinbrüchen arbeiten. Selbst im Staats- und Gemeinbedienst werden sie beschäftigt. Die Erhebungen des Deutschen Lehrervereins ergänzen die Berufsstatistik, da sie auch die Kinder berücksichtigen, die im Nebenberuf, d. h. nebenbei und zeitweise für den Erwerb arbeiten. Darnach wären ungefähr 10 Prozent aller Schulpflichtigen, d. h. 800000 Kinder erwerbsthätig!

In unserer besten aller Welten ist Armuth ein Verbrechen. Wer arm ist, der wird in der Welt herumgestoßen; wer arm ist, den glaubt man straflos in Wort und That kränken zu dürfen; wer arm ist, der wird von vornherein mißtrauisch behandelt, als wäre er schon ein Verbrecher. Aber unter der ganzen Gefolgschaft der Armuth ist nichts so traurig, als die Noth der Kinder. Nicht nur, daß sie um ihre Jugend schmählich betrogen werden, man unterdrückt auch systematisch alles Gute und Große schon im Keime in ihnen. Selbst das, was die Volksschule an geistiger Nahrung bietet, vermag ein müdes, hungerndes Kind nicht zu fassen. Das Wenigste, was wir darum verlangen können, ist, daß das Kind vor dem Unterrichtsgefäß gefättigt werde. Schon haben sich in verschiedenen Städten, wie z. B. in Dresden und Breslau, wohlthätige Vereine diese Aufgabe gestellt; in Dresden hat es sich dabei gezeigt, daß 3400 Schulkinder hungrig zur Schule kamen! In Berlin sind es ihrer gar 12000! Wir aber wollen nicht auf Wohlthätigkeit angewiesen sein, die sich immer als unzulänglich erweist, bei der kirchliche Rücksichten, Frömmerei und Kriecherei eine so große Rolle spielen. Wir wollen nicht, daß schon den Kindern das Ehrgefühl ausgetrieben wird und sie zu Bettlern erzogen werden. Wir verlangen, daß der Hunger der Kinder aus dem Säckel, den die Steuerzahler so reichlich füllen, gestillt werde, und wir fordern weiter, daß ein Reichsgesetz jegliche Erwerbsarbeit schulpflichtiger Kinder aufhebt. Solch ein Gesetz würde jedoch wirkungslos bleiben, wenn es nicht mit einem anderen Hand in Hand geht: der Ausdehnung der Gewerbeordnung und der Gewerbeaufsicht auf Hausindustrie, Heimarbeit, Handel, Verkehr und Landwirtschaft, und der Anstellung weiblicher Gewerbeinspektoren.

Die wichtigste Reform aber, welche die Frauen von der Reichsgesetzgebung zu verlangen haben, ist jene alte Forderung, unter der sich die Arbeiter aller Länder vereinigt haben: der Achtstundentag. Oder kann eine unter Euch Frauen behaupten, daß es für das Wohl ihrer Kinder belanglos ist, ob sie elf oder acht Stunden lang sich in der Fabrik abradert, ob sie zwölf, vierzehn und mehr Stunden in der Schwichöhle vor der Nähmaschine sitzt oder ob sie schon nach acht Stunden aufstehen und heimgehen darf? Die lange Arbeitszeit der Mütter trägt mit die Hauptschuld an dem physischen und moralischen Untergang der Kinder.

Wohl ist es für Euch nicht leicht, Ihr Proletarierinnen, in das ganze, ausgebehnte Triebwerk des politischen Lebens thatkräftig einzugreifen. Euch fehlt die frühe Schulung des Geistes, Euch fehlt die Zeit, und Eure Kraft ist durch harte Arbeit frühzeitig aufgerieben. Euch fehlen vor Allem die Bürgerrechte! Ihr dürft Euch schänden und quälen wie der Mann, und noch schlimmer wie er, Ihr dürft Steuern zahlen die helle Menge und Euch abradern im Dienste des Kapitalismus; Ihr steht in Bezug auf die Pflichten zwar innerhalb, aber in Bezug auf die Rechte außerhalb der Gesetze.

Darum ist der Kampf, zu dem wir Euch auffordern, besonders schwer. Es giebt aber einen Zauber, der ihn erleichtert,

der Alles überwindet, der Euch stark macht und unbeflegbar: die Mutterliebe. So agitiert denn, klärt auf, wirkt im kleinen Kreise Eurer Familie, Eurer Freunde, Eurer Arbeitsgenossen. Keine halte sich für zu gering, als daß ihre Kraft im Kampfe nicht wichtig und nothwendig wäre. Er ist in dieser Form für die Frauen nur ein Nothbehelf. Aber er soll auch den Beweis dafür liefern, daß die Frauen des Proletariats politisch reif sind. Mitten in den heißesten Schlachten des Klassenkampfes dürfen die Proletarierinnen niemals vergessen, das wirksamste Mittel zur Erklämpfung ihrer Befreiung zu fordern: das Wahlrecht.

Nur eine Partei hat die Ebenbürtigkeit der Frau anerkannt und kämpft unentwegt für ihre rechtliche und politische Gleichberechtigung. Sie ist der bitterste Feind der herrschenden Klassen und von allen Seiten wird die geistliche und die weltliche Kriegsmacht gegen sie ins Feld gerufen. Thörichte, zagende Frauen mag es geben, die davor zittern. Wenn sie aber erkannt haben, daß die Sozialdemokratie allein die Partei der Unterdrückten, der Unglücklichen und Armen ist, seien sie nun groß oder klein, so wird ihre Angst versiegen.

Die Mutterpflicht, Ihr Frauen, ruft Euch zum Kampfe. Seht die endlosen Schaaren blasser, hungernder Kinder, wie sie die Arme ausstrecken nach Euch, wie sie wimmern und weinen, wie ihre Augen sehnsüchtig ausschauen nach dem erlösenden Lichte einer auch ihnen leuchtenden Sonne!

Hört nicht auf die Lockungen falscher Freunde. Wenn sie vorgeben, im Namen der Religion zu Euch zu kommen, so weist sie auf die Worte in jenem Buche hin, das sie heilig zu halten behaupten, und in denen es heißt: Wer aber ärgert der Geringsten einen, der ist des höllischen Feuers schuldig. Und wenn sie Euch mit Flinten und Säbeln drohen, so fürchtet Euch nicht, denn Eure Söhne werden nicht die Waffen wider Euch zücken. Keine Bitte, keine Drohung mache Euch der Fahne untreu, die Euren Kindern vorausflattern soll in das Land ihrer Erlösung! Nicht Eigenliebe, nicht Ehrgeiz, sondern Mutterpflicht sei der Anker Eurer Treue, sei der nie versiegende Born Eurer Kraft!

Eily Braun-Berlin.

## Das preußische Abgeordnetenhaus und die Frage des Frauenstudiums.

Von Paul Hirsch.

Die Erörterung der Frauenfrage, die sich das preußische Abgeordnetenhaus am 30. April leistete, dürfte, wenngleich es sich dabei in erster Linie um die Frage des Frauenstudiums handelte, doch auch für die Arbeiterinnen nicht ohne Interesse sein. Nicht etwa, daß sie aus dem Lauf der Debatte irgend etwas für die Erweiterung ihres Gedankenspektrums hätten lernen können! So hohe Anforderungen darf man an ein Klassenparlament nicht stellen. Hat sich doch die große Mehrzahl dieser Vertreter von Geldsacksgnaden noch nicht einmal zu der Erkenntnis durchgerungen, daß sich die Frauenfrage von der sozialen Frage nicht trennen läßt; steht sie doch immer noch auf dem Standpunkt, daß die Frauenfrage in eine Reihe von Einzelfragen zerfällt, die um so leichter gelöst werden können, je weniger man sich dabei um die Allgemeinheit kümmert! Wir sind gewiß die letzten, die vom preußischen Abgeordnetenhaus in seiner heutigen Zusammensetzung eine Debatte erwarten, die auch nur annähernd auf der Höhe der Zeit steht, aber das müssen wir doch offen zugeben: so leichte Argumente gegen die moderne Frauenbewegung, so abgedroschene Phrasen, wie sie vom Regierungstische und, mit wenigen Ausnahmen, von fast allen Mitgliedern des Hauses fielen, hätten wir selbst diesem Parlament nicht zugetraut. Nicht aus den wirtschaftlichen Verhältnissen, nicht aus natürlichen Ursachen ist die Frauenbewegung entsprungen, nein, um Eitelkeitsgründe, um bloße Modebestrebungen, die man im Interesse der Frauen selbst unterdrücken muß, handelt es sich nach Ansicht der Mehrheit des Hauses bei dieser ganzen Frage.

Eigentlich war es weniger die Frauenfrage, über die debattiert wurde, als vielmehr die sogenannte Damenfrage. Die zahlreichen, im Betriebe der Eisenbahnverwaltung beschäftigten Frauen, die zwar dieselben Pflichten, wie die Männer zu erfüllen haben, denen aber die Regierung trotzdem nicht dieselben Rechte, ja nicht einmal die Pensionsberechtigung zuerkannt hat, die Frauen, die in staatlichen Bergwerken oder in Fabriken frohnden und denen trotz des dringendsten Bedürfnisses und trotz wiederholten Verlangens keine weiblichen Fabrikinspektoren gewährt werden, die Frauen, die den nothleidenden



ostelbischen Junkern zu Liebe vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein Feldarbeit verrichten und sich eine Behandlung gefallen lassen müssen, die jeder Kultur Hohn spricht, oder die in menschenunwürdigen, in gesundheitlicher und sittlicher Beziehung gleich gefährlichen Wohnräumen untergebracht werden — um diese Frauen kümmern sich die Mitglieder des preussischen Abgeordnetenhauses herzlich wenig. Höchstens, daß die Agrarier, wenn die über die ihnen zu theil gewordene Behandlung empörten Diensthofen ihren Dienst verlassen, an die Regierung das dreiste Ansinnen stellen, den Kontraktbruch der Arbeiterinnen noch strenger als jetzt zu ahnden und durch Beschränkung der Freizügigkeit die Aermsten der Armen noch mehr unter das Sklavenjoch zu zwingen! Freilich, von diesen Frauen hat die Bourgeoisie keine Konkurrenz zu fürchten, sie braucht sich nicht darauf gefast zu machen, daß es ihnen niemals einfallen könnte, sich um gut bezahlte Staatsämter zu bewerben, die von Gottes und Rechts wegen den Söhnen der Edelsten und Besten reservirt bleiben sollen, oder daß sie zur Ueberfüllung der sogenannten höheren Berufe beitragen könnten.

Daß die Furcht vor der Konkurrenz der wahre Grund ist, der zahlreiche „Herren der Schöpfung“ veranlaßt, sich auch den allerbescheidensten Forderungen der Frauen zu widersetzen, ist ja eine längst bekannte Thatsache; nur daß man in der Oeffentlichkeit diesen wahren Grund durch allerlei Redensarten verschleiert. Man spricht statt dessen lieber von dem natürlichen Beruf der Frau als Gattin und Mutter, man führt die Verschiedenheit der Geschlechter ins Feld, wird auch wohl ab und zu poetisch und stellt es so dar, als ob Frauen, die sich über ihre Sphäre erheben, dadurch ihrem besseren Selbst entziehen. Aber im preussischen Abgeordnetenhause, wo die Bourgeoisvertreter unter sich sind, da pflegen sie kein Blatt vor den Mund zu nehmen, da sprechen sie das, was sie im Innersten ihres Herzens empfinden, offen aus, da machen sie kein Hehl daraus, wie sehr sie die Konkurrenz der Frau fürchten. „Wir wollen die Frauen nicht zu Konkurrentinnen der Männer, sondern zu deren Gehilfinnen machen“, rief der Kultusminister Dr. Bosse in dem ihm eigenen pathetischen Tone aus; „die Frauen verlangen die Zulassung zu den Staatskarrieren!“ entsetzte sich der geniale Staatsmann Graf zu Limburg-Stürum; „daß die Frau in der Beamtenkarriere, in der Verwaltung oder als Richterin aufträte — solche Dinge werden hoffentlich für immer von unserem Vaterlande ausgeschlossen sein“, seufzte mit frommem Augenaufschlag Herr Dr. Stalfelder vom Zentrum, um in demselben Athemzug die Frauen aufzufordern, auf dem Gebiet der christlichen Liebeswerke ihre Thätigkeit zu entfalten.

## Die Reinen.

Von Dorothee Guebeler.

(Nachdruck nur mit Erlaubniß der Verfasserin gestattet.)

(Fortsetzung.)

„Wenn man Ihren Worten irauen darf, Westhoff, muß dieses Fräulein Burkhard mindestens das achte Weltwunder sein.“

Der es sprach, war ein hochgewachsener, schlanker und sehr schöner Mann von etwa vierunddreißig Jahren, der mit der ganzen Nonchalance des reichen und vornehmen Chefs in einem bequemen Armessel seines eleganten Privatkomptoirs saß. Der alte Prokurist, welcher ihm gegenüber stand, machte eine bescheiden abwehrende Handbewegung: „Kein Wunder, Herr Dernburg, aber doch ein, — na, was man so sagt, 'n tüchtiges Frauenzimmer und unbedingt unsere beste Kraft.“

„Sie meinen also, daß ich Alles beim Alten lassen und sie als Directrice behalten kann?“

„Ganz entschieden, Herr Dernburg, wir finden gar keine bessere. Ihre Bindereien haben bei der Kundschaft geradezu einen Auf. Der selige Herr sagte immer, Fräulein Burkhard habe die Firma mit emporgebracht.“

„Dafür ist ihr Gehalt verdammt klein.“

„Der Herr meinte“ — der Alte räusperte sich verlegen.

Richard Dernburg lachte kurz auf: „Weiß schon, die Mädels haben alle ihre Liebhaber. Stimmt auch!“

„Bei Fräulein Burkhard nicht.“

„Um!“

„Bestimmt nicht, Herr Dernburg. Ich kenne sie wie mein eigenes Kind. Das ist so eine Geschichte.“ Er machte eine Pause, dann aber, als sähe er im Gesicht des Anderen eine Ermuthigung fortzufahren, sprach er weiter: „Ja, es ist wirklich eine sonderbare Geschichte. Sie war noch ein ganz junges Ding, als

Und ist es denn etwas anderes als Furcht vor der Konkurrenz, wenn der Ministerpräsident Fürst zu Hohenlohe, wie Herr Bosse geschwähig mittheilte, in einer Staatsministerialsitzung sich dahin äußerte, daß der Wettbewerb zwischen Männern und Frauen gar kein gleicher sei, und zwar seien die Frauen im Vortheil, da für sie nicht die allgemeine Wehrpflicht gilt! Fürwahr, ein durchschlagender Grund! Nur schade, daß er nicht neu ist, da sich schon i. J. 1896 Herr Professor Ludwig Kleinwächter in seiner Schrift „Zur Frage des Studiums der Medizin des Weibes“ in ganz ähnlichem Sinne geäußert hat. Man braucht dem gegenüber nur auf die vielen Fälle hinzuweisen, in denen die Männer wegen körperlicher Untauglichkeit vom Militärdienst entbunden werden, um das Haltlose eines solchen Arguments zu durchschauen.

Bei Leibe nur keine Gleichstellung der Frauen! Dieser Gedanke zog sich wie ein rother Faden durch die Verhandlungen, die sich ursprünglich nur um die Frage drehten, warum die Regierung den Plan eines von den städtischen Behörden in Breslau zu errichtenden Mädchengymnasiums nicht genehmigt haben, die aber bald den Charakter einer allgemeinen Erörterung der Frauenfrage im Sinne der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen annahm. Dem Gedanken, von dem sich die Mehrheit des Hauses hierbei leiten ließ, können wir nicht treffender Ausdruck geben, als durch Anführung des folgenden Zitats aus dem Organ der Junker und Juntergenossen, der frommen Kreuzzeitung: „Die Forderung, daß Gymnasien für Mädchen errichtet werden, macht zunächst einen einigermaßen harmlosen Eindruck. Aber ihre Gewährung würde zur Folge haben, daß den Frauen, sofern sie die Reifeprüfung bestanden haben, alle Fakultäten der Universität und damit sämtliche gelehrte Berufsarten erschlossen werden sollen. Von da führt dann ein kleiner Schritt zur Gewährung des politischen Wahlrechts und zur Beseitigung sämtlicher Unterschiede, die das öffentliche Recht bisher zwischen den beiden Geschlechtern gemacht hat. Wer es dahin nicht kommen lassen will, darf sich an der Förderung der Bewegung für Einrichtung von Mädchengymnasien nicht betheiligen.“

Aber mag sich die Kreuzzeitung und die mit ihr sympathisierende Mehrheit des Abgeordnetenhauses im Verein mit der preussischen Regierung noch so sehr den Forderungen der Zeit entgegenstellen, völlig können sich selbst diese rückständigen Elemente der Ansicht nicht mehr verschließen, daß die wirtschaftliche Entwicklung mit Naturnothwendigkeit dahin drängt, dem weiblichen Geschlecht neue Erwerbszweige zu eröffnen, nicht nur der Arbeiterin im engeren Sinne, sondern auch den Frauen aus den besser situirten Gesell-

sie zu uns kam, eben vierzehn gewesen, ich hab' sie selbst engagirt, hab's auch nicht bereut! War sehr fleißig und aufmerksam, das kleine Jöhr. Schon nach drei Wochen konnten wir ihr Zulage geben, dann blieb sie plötzlich fort. Na, ich dacht' mir nichts weiter dabei, so leid es mir that. Die Eine kommt, die Andere geht. Das ist ja nun mal so. Aber was soll ich Ihnen sagen, als ich Abends nach Hause komme, sagte mir meine Wirthin, ein junges Mädchen warte auf mich, und wie ich zusehe, ist's die Helene — ja unsere Helene Burkhard, aber wie! Berweint, daß man ihre Augen kaum sehen konnte, und am ganzen Körper braun und blau geschlagen. Na, und dann kam's heraus. Schreckliche Geschichte, sag' ich Ihnen, Herr Dernburg! Hatte keine Mutter mehr, das arme Ding. War bei 'ner Tante. Saubere Tante das, die — die alte —“ er verschluckte das Schimpfwort, das sich ihm auf die Lippen drängte.

Richard Dernburg fuhr mit der Hand durch das Haar. „In der That — ich erinnere mich so dunkel — mein verstorbener Vater erwähnte es, glaub' ich, in einem Briefe. Eine sehr schmutzige Geschichte, es war ja wohl etwas geplant mit einem der Schlafburschen, nicht?“

„Ganz recht, Herr Dernburg. Halbtodt hatte die Alte das arme Ding geschlagen, weil sie nicht pariren wollte, aber Helene ist ihr doch unter den Händen entwischt. Eine Nacht und einen Tag irrte sie in der Stadt umher, dann kam sie zu mir, muß wohl ein besonderes Vertrauen zu mir gehabt haben. Na, ich sprach sofort mit dem alten Herrn. Wir brachten sie dann zu ordentlichen Leuten und zeigten die Alte an. Die Geschichte machte damals viel Aufsehen. Der alte Herr wurde in der Presse noch sehr gerühmt, daß er so rasch gehandelt.“

Richard Dernburg nickte lebhaft: „Ganz recht, ganz recht — ich weiß jetzt wieder — also das war Helene Burkhard? Das Mädel hat übrigens Charakter! Und Sie sind sicher, daß sie sich



schaftsklassen. Und so hat sich denn die konservativ-meritale Mehrheit, wenn auch schweren Herzens, darein gefügt, daß die Frauen zum ärztlichen Studium, zur Apothekerlaufbahn und zum Oberlehrerinnenberuf zugelassen werden. Weiter wollen die Herren auf keinen Fall gehen, ja, ihnen scheinen diese Rechte schon zu viel des Guten zu sein, und so bitten sie denn die Regierung flehentlich, „vielleicht die schon zu weit gehenden Konzessionen, die bereits gemacht worden sind, einigermassen wieder einzuschränken.“

Viel will es nun allerdings nicht bedeuten, daß dem weiblichen Geschlecht einige gelehrte Berufe eröffnet sind. Gewiß, die Frauen dürfen studiren oder doch wenigstens Vorlesungen mit anhören. Aber abgesehen davon, daß sie erst jedesmal die Erlaubniß des betreffenden Dozenten einholen müssen, also ganz der Laune und Willkür der Universitätslehrer preisgegeben sind, ist auch ihre ganze Vorbildung darauf eingerichtet, ihnen das Studium möglichst zu erschweren. Während die Vorbildung der männlichen Jugend planmäßig darauf abzielt, ohne allzu große Schwierigkeiten die Ablegung des Abiturientenexamens zu ermöglichen, bestehen für die Frauen den Knabengymnasien entsprechende staatliche Institute in Preußen nicht. Sie müssen sich privatim vorbereiten, um die Reifeprüfung zu bestehen, ein Weg, der nicht nur kostspieliger, sondern auch ungleich schwieriger ist als derjenige, welcher die Männer zur Universität führt. Wenn sich trotzdem in den letzten Jahren in Preußen zur Gymnasialreifeprüfung 23 Damen gemeldet haben, die nach dem Zugeständniß des Kultusministers mit wenigen Ausnahmen das Examen recht gut bestanden, so ist das die beste Widerlegung der bekannten Phrase, daß die Frau zum Studium weniger befähigt sei als der Mann, und wer, wie Herr Dr. Bosse, aus der verhältnißmäßig geringen Anzahl von Damen, die sich zur Ablegung des Examens gemeldet haben, etwa den Schluß zieht, daß ein Bedürfnis nach höherer Frauenbildung nicht vorhanden ist, der verfällt in den verhängnißvollen Fehler, daß er Ursache und Wirkung verwechselt. Erst öffne man den Frauen die Bahn, erst gebe man ihnen dieselbe Gelegenheit zur Vorbereitung wie den Männern und warte die so gewonnenen Resultate ab, ehe man voreilig einen Schluß zieht! Es ist wahrhaft erstaunlich, mit welcher Hartnäckigkeit die Regierung sich einer so bescheidenen Forderung der Frauen widersetzt. Stimmen doch die meisten Universitätslehrer, mögen sie auch sonst über die Frage des Frauenstudiums getheilte Ansicht sein, darin überein, daß den Frauen die gleiche Vorbildung wie den Männern gewährt werden muß, wenn ihr Studium für sie von Nutzen sein soll. So äußert sich, um nur ein Beispiel anzuführen, Herr Prof. Lassar in

einem vor Kurzem im Verein Berliner Kaufleute und Industrieller gehaltenen Vortrag über das medizinische Studium der Frau folgendermaßen: „Den weiblichen Angehörigen des Staats nun verschließt sich einstweilen diese Quelle der Vorbildung und macht damit ihr ferneres wissenschaftliches Studium unmöglich. Denn selbstverständlich fängt jede ernsthaftige Diskussion über ein Frauenstudium erst jenseits des Abiturientenexamens an. Was von den Studirenden der Hochschulen als Nachweis gesetzlich festgestellter Vorbildung verlangt werden muß, kann den Frauen unmöglich erlassen bleiben. Ohne Gymnasium keine Universität. Mögen vereinzelte bevorzugte Existenzen oder persönliche Begabung und Anstrengung solches Ziel auf privatem Wege erreichen. Für irgend in Betracht kommende größeren Verhältnisse kann dies höchstens als Vorstoß, nicht wie die Erfüllung eines Bedürfnisses erkannt werden.“

Und wenn nun die Frauen glücklich ihre Universitätsstudien beendet, wenn sie mit unsäglichen Opfern an Zeit und Geld sich einer so schwierigen Aufgabe gewidmet haben, dann ist es ihnen noch nicht einmal gestattet, in Deutschland das Staatsexamen abzulegen. Zu diesem Zwecke müssen sie ins Ausland gehen, was abermals mit großen Geldeausgaben verknüpft ist, die nur wenige aufzubringen im Stande sind. Aber trotz dieser schreienden Ungerechtigkeit, trotz dieser offenbaren Zurücksetzung des weiblichen Geschlechts hinter dem männlichen hat sich Regierung und Volksvertretung in Preußen bisher nicht entschließen können, eine andere Haltung zu betheiligen; die Petitionen, die Jahr für Jahr an das Abgeordnetenhaus gelangen, sind völlig erfolglos geblieben. So beschloß das Haus im Jahre 1892 über zwei Petitionen der Vereine „Frauenbildung Reform“ und „Frauenwohl“, soweit sie die Errichtung eines Mädchengymnasiums und die Zulassung zum philosophischen Studium betreffen, zur Tagesordnung überzugehen, soweit sie die Zulassung zum medizinischen Studium und die Erlaubniß zur Ablegung eines Maturitätsexamens an einem Gymnasium betreffen, dieselben der Regierung zur Erwägung zu überweisen. Einige Jahre später ging das Haus über eine ähnliche Petition einfach zur Tagesordnung über, und dasselbe Schicksal widerfuhr erst vor wenigen Tagen, am 3. Mai, einer Petition von Helene Lange und Marie Mellien, betreffend die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium und zu den Staatsprüfungen. „Wir haben Damen, welche hier als Medizinerinnen praktizieren“, so äußerte sich bei dieser Gelegenheit der konservative Abgeordnete von Kölichen, der damit wohl der Ansicht der Mehrheit des Hauses Ausdruck gab, „und wenn sie das mit Erfolg thun, so sehen wir das nicht ungern. Aber hier eine Gleichberechtigung den Frauen mit den Männern auf

seitdem gehalten hat? Sie ist sehr schön!“ Es lag etwas Lauerndes in der Stimme des jungen Mannes, als er diese Frage aussprach.

„Ganz sicher, Herr Dernburg, ich habe sie nicht aus den Augen gelassen in diesen vier Jahren. Sie hat nichts im Kopfe als ihre Arbeit, ihr Fortkommen. Hat sich ja auch brav emporgearbeitet.“

„Und die Verwandten?“

„Die Alte ist vor einem halben Jahre im Zuchthaus gestorben, die Männer, sie haben übrigens gar kein Anrecht an Helene, also die Männer sitzen noch auf Jahre hinaus. War ein guter Fang, den die Polizei damals machte, sie hob ein ganzes Diebes- und Hehlerneft aus. Wirklich 'n Wunder, daß das Kind nicht darin zu Grunde ging.“

„Ja — ja — aber was ich sagen wollte, Westhoff — wir sind ganz von unserer Sache abgekommen —“ Richard Dernburg war aufgestanden und schritt durch das Zimmer — „also, wenn Sie meinen, lassen wir Alles wie es ist. Nur die Gehaltsfrage — ich finde wirklich, daß Ihr Schützling ganz schauderhaft bezahlt wird. Sagen Sie ihr mal — aber nein, besser, ich sage es ihr selbst — schicken Sie mir Fräulein Burkhard her.“

„Sehr wohl, Herr Dernburg.“ Der Alte verneigte sich leicht und ging. Wenige Minuten später trat Helene vor den neuen Chef.

\* \* \*

Sie hatte sich in diesen vier Jahren sehr verändert. Kein Mensch hätte in der einfach aber geschmackvoll gekleideten jungen Dame die wilde, halb verwahrloste Lene aus der Müllerstraße wieder erkannt. Ihr jugendlicher Körper zeigte ein vollendetes Ebenmaß, auf dem schmalen feinen Gesicht lag ein schwermüthiger Zug, der ihm eine eigenthümliche Pikanterie verlieh, jene Pikanterie, die dem Kenner weiblicher Reize noch über eine regelmäßige Schönheit geht.

Richard Dernburg war solch ein „Kenner“. Der langjährige Aufenthalt in Paris, der erst durch den kürzlich erfolgten Tod seines Vaters und die damit verknüpfte Uebernahme des Geschäfts beendigt worden war, hatte seinen Blick geschärft. Voll unverschämter Bewunderung maß sein Auge die junge Directrice. Mit der strahlendsten Liebenswürdigkeit, die ihm zu Gebote stand, streckte er ihr die Hand entgegen: „Verzeihen Sie, wenn ich Sie erst heute so recht eigentlich begrüßen kann, Fräulein Burkhard, die äußeren Geschäfte haben mich indessen noch zu sehr in Anspruch genommen.“

„Oh, aber — ich bitte —“ Lehne brach ab. Es lag etwas in den Augen des Mannes da vor ihr, das schon bei den ersten flüchtigen Begegnungen ihr Herz höher schlagen ließ, und das ihr auch jetzt die Sprache raubte. Bervirrt schlug sie die Augen nieder, kaum daß sie seiner Einladung, Platz zu nehmen, schüchtern zu folgen wagte. Er rückte seinen Stuhl zu ihr heran: „Ich habe soeben mit Westhoff von Ihnen gesprochen, Fräulein. Wir sind Ihnen großen Dank schuldig. Sie haben viel für unser Geschäft gethan.“

„Nur meine Pflicht“ — sie erröthete etwas — „Herr Westhoff übertreibt.“

„Ich habe mich aber überzeugt, daß er Recht hat. Ihre Verdienste sind großartig — wirklich großartig. Sie müssen es schon der Krankheit meines Vaters zu Gute halten, wenn Ihre Verdienste nicht besser bei uns honoriert wurden.“

„O, ich habe doch nicht geklagt?“ Sie war ganz bestürzt. Seine Freundlichkeit erschien ihr auf einmal wie Spott.

„Ich weiß — ich weiß. Aber Sie werden trotzdem, den' ich, nichts dagegen haben, wenn ich Ihr Gehalt auf — na, sagen wir auf hundertfünfzig Mark im Monat festsetze. Rückwirkend auf die letzten sechs Monate. Lassen Sie sich den Betrag noch heute an der Kasse auszahlen.“



der Universität einzuräumen, dazu sind wir in keiner Weise geneigt. Es würde das zu Konsequenzen führen, welche wir jetzt gar nicht übersehen können. Es würde auch schließlich dazu führen, daß in politischer Beziehung eine vollständige Gleichberechtigung und Gleichstellung der Frauen mit den Männern herbeigeführt würde, und das ist es, was wir durchaus nicht wollen."

Das also ist des Pudels Kern. Man fürchtet, daß den Frauen, wenn ihnen die Gymnasialbildung gewährt wird, wenn sie zum Maturitätsexamen und als vollständig Gleichberechtigte zum Universitätsstudium zugelassen werden, schließlich auch der Zutritt zu den öffentlichen Aemtern und — horribile dictu — sogar zum Parlament nicht länger versagt werden dürfte, und das muß um jeden Preis verhindert werden. Man müßte, wie der Abgeordnete Dr. Blattfelder sagt, den Präsidenten bedauern, wenn wir im Parlament auch weibliche Mitglieder in größerer Anzahl haben sollten — allerdings ein durchschlagender Grund gegen die politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts. Und deshalb rufen die Herren der Regierung ein „principiis obsta“ — hüte Dich vor dem ersten Schritte — zu, und die Regierung giebt ihren Forderungen nach, denn die Erfüllung auch des bescheidensten Wunsches der Frauen würde ja, wie der Minister Dr. Vosse sich geschmackvoll ausdrückte, einen niemals wieder rückgängig zu machenden Schritt vorwärts bedeuten.

Anderer Staaten, sowohl deutsche als außerdeutsche, sind Preußen in der Frage des Frauenstudiums weit voran. In Karlsruhe und Wien, um nur einige wenige Beispiele anzuführen, bestehen Mädchengymnasien. In Amerika zuerkennen die Statuten der Stanford- und Chicago-Universität den Frauen ausdrücklich das Recht, nicht nur als Studentinnen zu lernen, sondern auch als Professorinnen zu lehren. In Ungarn dürfen sich die Frauen als ordentliche Hörerinnen in der philosophischen und medizinischen Fakultät immatrikulieren lassen, vorausgesetzt, daß sie an einem Knabengymnasium eine den Regeln entsprechende Abiturientenprüfung abgelegt haben. In England, Frankreich und Italien ist den Frauen der Zutritt zu den Universitäten gestattet, in Schweden und Norwegen studieren Frauen seit 1870, in der Schweiz sind ihnen die Universitäten geöffnet, ja selbst das „unzivilisierte“ Rußland stellt in Sachen des Frauenstudiums den „Kulturstaat“ Preußen in den Schatten.

Angeblich fürchtet man in Preußen aus dem gemeinschaftlichen Unterricht der männlichen und weiblichen Jugend, namentlich aus dem gemeinsam betriebenen medizinischen Studium, Unzutraglichkeiten. Aber, so äußert sich Professor Lassar, „wem fällt es in der ernstesten Umgebung eines Hörsaals oder gar einer Klinik in den Sinn, per-

„Herr Dernburg!“ Sie war aufgesprungen. Zum ersten Male begegneten ihre großen leuchtenden Augen den seinen ganz und voll: „Ich — ich danke Ihnen.“

Er behielt ihre kleine Hand in der seinen: „Welch' schöne Augen Sie haben, Fräulein Helene. Nein, Sie brauchen gar nicht roth zu werden, wirklich schöne Augen. Hat Ihnen das noch Niemand gesagt?“

„Ich habe wenigstens noch nie darauf gehört.“ Sie hatte ihre Hand nun doch frei gemacht.

Er drohte lächelnd mit dem Finger: „So spröde?“

„Ich habe allen Grund es zu sein“, ihre Stimme bebte — „ich stehe ganz allein.“

Sein Gesicht wurde ernst: „Ich habe von Westhoff von Ihrer traurigen Jugend gehört. Armes Kind!“

In ihre Augen traten unwillkürlich Thränen: „Herr Westhoff ist immer sehr gütig gegen mich, ein wirklicher Freund.“

„Wollen Sie mir nicht gestatten, das auch zu sein?“ Er beugte sich zu ihr hinunter, seine Augen suchten mit einem warmen Aufleuchten die ihren: „Lassen Sie uns Freunde werden, Fräulein Helene.“

„Sie — o Sie —“, ihre Stimme brach in einem Stammeln. Sie fühlte, wie es ihr warm zum Herzen stieg.

„Also auf gute Freundschaft, Fräulein Helene.“ Er drückte ihr die Hand. Ein warmer, inniger Händedruck. Sie fühlte ihn noch, als sie schon lange wieder auf ihrem Posten stand. Es war ihr überhaupt ganz sonderbar zu Muthe. Ein nie geahntes Glücksgefühl flammte in ihrer Seele empor. Die ganze Welt schien ihr verändert, sonniger, glänzender zu sein.

Es ist nichts als Stolz über die Anerkennung, suchte sie das klopfende Herz zu beschwichtigen; nichts als die Freude, daß mein Streben von Erfolg begünstigt war. „O, meine kleine Blanche, heute würdest Du Dich nicht mehr mit Verachtung von mir wenden.“

(Fortsetzung folgt.)

fönlischen Gedanken tieferer Art Raum zu geben? Wer dächte beim Krankendienst an den Unterschied der Geschlechter, wie harmlos ist das Zusammenarbeiten auch der jüngsten Ärzte mit dem weiblichen Hilfs- und Schwesternpersonal jeder denkbaren Verrichtung gegenüber!“

In der That hat man bisher nicht vernommen, daß irgendwo ein gemeinsames ernstliches Studium die üble Wirkung ausgeübt hat, die die Gegner des Frauenstudiums befürchten oder doch zu befürchten vorgeben. Der wahre Grund der Gegnerschaft gegen das Frauenstudium und gegen die moderne Frauenbewegung überhaupt ist eben, wie wir vorher bemerkt haben, ganz wo anders zu suchen. Das hat die Verhandlung im preussischen Abgeordnetenhaus zur Genüge bewiesen. Einen Erfolg aber wird hoffentlich diese Verhandlung haben. Sie wird auch den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen endlich die Augen öffnen und ihnen klar machen, daß sie in Deutschland von der herrschenden Klasse eine Förderung ihrer Bestrebungen nicht zu erwarten haben, und daß sie, wenn sie wirklich ihr Ziel erreichen wollen, auf die Unterstützung der Arbeiterklasse angewiesen sind. Wie die Befreiung der Arbeiter nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein kann, so wird auch die Befreiung der Frau von der Bevormundung des Mannes nur das Werk der Frauen selbst sein. Allerdings nicht das Werk einiger weniger Damen, sondern das der Frauen in der Gesamtheit, die Schulter an Schulter mit den Männern zu kämpfen haben für die Befreiung des Proletariats, für die Gleichheit alles dessen, was Menschenantheit trägt.

## Die Magd.

Von Richard Dehmel.

Maidblumen blühten überall,  
Er sah mich an so trüb' und müd' —  
Im Faulbaum rief die Nachtigall:  
Die Blüthe sieht! Die Blüthe sieht!  
Von Dästen war die Nacht so warm,  
Wie unser Blut so warm, wie unser Blut,  
Und wir so jung, so freudearm —  
Und über uns im Busch das Lied,  
Das zuckende Lied: Die Bluth verglüht!  
Und Er so treu und mir so gut . . .

In Knospen schoß der wilde Mohn,  
Es sog die Sonne unsern Schweiß,  
Es wurden roth die Knospen schon,  
Da wurden meine Wangen weiß.  
Um's liebe Brot, um's theure Brot  
Floß doppelt heiß im Korn sein Schweiß;  
Der wilde Mohn stand feuerroth —  
Es war wohl freßendes Gift der Schweiß —  
Es ward auch seine Wange weiß;  
Und die Sonne stach im Korn ihn todt. . . .

Die A stern schwankten bleich am Baum,  
Im feuchten Wind die Traube schwall;  
Im Hofe zischelten die Frau'n,  
Der Apfelbaum hing schwer und voll.  
Es war ein Tag so regensatt,  
Wie einst sein Blick so blaß und matt;  
Die A stern standen braun und naß,  
Vom gelben Blatt der Rebel troff;  
Da stieß man sie voll Hohn und Haß,  
Die sündige Magd, hinaus vom Hof . . .

Nun blüht von Eis der kahle Hain,  
Die Thräne friert im schneidenden Wind;  
Aus stimmernden Scheiben glüht der Schein  
Des Christbaums auf mein wimmernd Kind.  
Die hungernden Spazier bettelnd schrei'n,  
Vom blanken Dach die Krähe krächzt;  
Am schlaffen Busen zitternd ächzt  
Mein Kind, und Keiner läßt uns ein;  
Wie die Worte des Reichen, so scharf und weh  
Knirscht unter mir der harte Schnee.

So weh — oh, boht es mir ins Ohr:  
Du Kind der Schmach! Du Sündenlohn!  
Und dennoch beten sie empor  
Zum Sohn der Magd, zum Jungfrau'nsohn? . . .  
Oh, brennt mein Blut — was that denn ich?  
War's Sünde nicht, daß sie gebar? —  
Mein Kind, mein Heiland — weine nicht:  
Ein Bett für Dich — Dein Blut für mich.  
Vom Himmel rieselt's silberklar:  
Wie träumt es sich so süß im Schnee.  
Was that denn ich? — wie müd' und weh!  
War's Liebe nicht —? war's — Liebe — nicht?



## Nützlichkeit.

(Von Illy Braun und Klara Betsin.)

### Weibliche Fabrikinspektoren.

Die Anstellung zweier Assistentinnen der Fabrikinspektion in Hessen zusammen mit anderen Reformen der Gewerbeaufsicht wurde in der hessischen Ersten Kammer beantragt. Die Regierung wurde ersucht, das Großherzogthum in vier Inspektionsbezirke einzutheilen. 1. Bezirk Starkenburg ohne den Kreis Offenbach, mit dem Sitz in Darmstadt (ein Gewerbeinspektor und ein Assistent). 2. Bezirk Offenbach mit dem Sitz in Offenbach (ein Gewerbeinspektor und eine Assistentin). 3. Bezirk Rheinhessen mit dem Sitz in Mainz (ein Gewerbeinspektor und eine Assistentin). 4. Bezirk Oberhessen mit dem Sitz in Gießen (ein Gewerbeinspektor). Die Assistentinnen der Bezirke 2 und 3 sollen zu den Inspektionen in den Bezirken 1 und 4 herangezogen werden. Die Inspektoren sollen zu unmittelbarem Vortrag über wichtige Fragen der Gewerbeaufsicht im Ministerium zugelassen werden. Die Ausgaben für die Gewerbeaufsicht sind auf 35 030 Mk. veranschlagt; die Zweite Kammer hatte hiefür 29 250 Mk. bewilligt. Der Antrag der Ersten Kammer entspricht in den Hauptzügen den Beschlüssen der Zweiten Kammer und den Erklärungen der hessischen Regierung, die Ausgestaltung der Fabrikaufsicht betreffend.

Ein Kursus für die Ausbildung von Fabrikinspektorinnen soll in Stuttgart im Winter eröffnet werden. Die Initiative zu dem so zeitgemäßen und nützlichen Unternehmen geht von Frau Natalie v. Kümelin-Desterlen aus, der Gattin des Stuttgarter Oberbürgermeisters. Die frauenrechtlerischen Organisationen der Stadt stehen dem Plane bis jetzt durchaus passiv gegenüber. Frau v. Kümelin hat bereits die einleitenden Schritte zu seiner Verwirklichung gethan, so daß die Eröffnung des Kursus bis Anfang nächsten Winters gesichert erscheint.

Ueber die Verwendung von Diakonissinnen und barmherzigen Schwestern als Vertrauenspersonen, wie sie in Württemberg der Anregung der Regierung und der Fabrikinspektion entsprechend geschieht, äußert sich C. Franke in der „Sozialen Praxis“ (Nr. 30) sehr zutreffend wie folgt: „Bekanntlich ist in Württemberg im abgelaufenen Jahre auch der Versuch gemacht worden, weibliche Vertrauenspersonen heranzuziehen, um den Verkehr der Arbeiterinnen zu den Inspektoren reger und fruchtbringender zu machen. Unter diesen Frauen befinden sich neben einigen aus dem Arbeiter- und Mittelstande auch von den Gemeindeverwaltungen bestellte Diakonissinnen und barmherzige Schwestern. Diese Maßregel ist in der Arbeiterpresse scharf angegriffen worden und hat auch in der That unseres Erachtens manch Bedenkliches, weil dadurch Vorschriften des öffentlichen Rechts leicht vom Gesichtspunkt der Wohlthätigkeit, der Kranken- und Armenpflege behandelt werden, und man überdies Vertrauenspersonen nicht einfach durch die Ortsbehörden aufstellen kann, sondern durch die Arbeiter wählen lassen muß. Die Berichte der württembergischen Fabrikinspektoren bemühen sich, in sehr eingehenden Ausführungen die Bedenken zu entkräften; nicht mit Erfolg, müssen wir gestehen. Die entscheidende Kritik bringt der eine Beamte (II. Bezirk) selbst bei durch die Mittheilung, daß die Arbeiterinnen so gut wie gar nicht sich an die Vertrauenspersonen wenden. Bemerkenswerth ist aber doch die Erklärung, daß mit der Aufstellung von Vertrauenspersonen keineswegs, wie vielfach gemeint worden ist, eine Art von Ersatz für weibliche Inspektionsbeamte geschaffen werden solle. Mit der Möglichkeit der Einführung der letzteren wird augenscheinlich auch in Württemberg gerechnet; Hessen und Bayern gehen bekanntlich dem Nachbarstaate mit gutem Beispiele voran.“

### Gesundheitsschädliche Folgen industrieller Frauenarbeit.

Den schädlichen Einfluß der Ueberzeitarbeit auf die Gesundheit der Arbeiterinnen betont einer der württembergischen Fabrikinspektoren, Herr Hochstetter, in dem kürzlich erschienenen Jahresbericht der Gewerbeaufsichtsbeamten für 1897. Gleichzeitig geht aus seinen diesbezüglichen Ausführungen hervor, daß die Behörden bei Bewilligung von Ueberzeitarbeit offenbar mehr von verständnißsinnigen Rücksichten auf die Wünsche der Herren Unternehmer geleitet zu sein scheinen, als von Rücksichten auf das Wohl der Arbeiterinnen. Herr Hochstetter schreibt: „Die Gesuche (um Genehmigung von Uebererschreitungen der gesetzlichen 11stündigen Arbeitszeit für Arbeiterinnen) waren meist durch augenblickliche Ueberhäufung mit Arbeit oder Annahme besonders dringender Aufträge begründet; von einer Zurückweisung solcher seitens der zuständigen Behörden wurde

nichts bekannt. Da aber von verschiedenen Krankenkassenärzten den Gewerbeaufsichtsbeamten bei gelegentlichen Unterredungen im Laufe des Berichtsjahres mitgetheilt worden ist, daß sich Arbeiterinnen, die an Bleichsucht und Blutarmuth leiden, über zu große Anstrengung durch Ueberarbeit beklagt haben, so sollte der von den Gewerbeinspektionsbeamten schon in verschiedenen Fällen den zuständigen Behörden gegebenen Anregung, bei Bewilligung von Ueberzeitarbeit stets die nöthige Rücksicht auf die Gesundheit der Arbeiterinnen zu nehmen, mehr als bisher Rechnung getragen werden. Eine für die ununterbrochene Dauer von 5—6 Wochen oder gar 40 Tagen an 4—5 Tagen wöchentlich stattfindende, täglich 13 Stunden währende Arbeitszeit muß nach der Ansicht der Aerzte auf blutarme oder sonst schwächliche Arbeiterinnen gesundheitschädigend wirken.“ Die vorstehenden Ausführungen sprechen ebenso deutlich gegen die Bewilligung von Ueberzeitarbeit, wie für die Einführung des gesetzlichen Achtstundentags, wenigstens für die Arbeiterinnen. Es entspricht nur dem Wesen des Kapitalistenstaats, daß dessen Behörden den mit Händen zu greifenden Thatsachen ungeachtet als Wahrer des Unternehmersprofits, nicht als Schützer der Arbeiterinneninteressen erscheinen.

Ueber die Einwirkung der Nähmaschinenarbeit auf die Unterleibskrankheiten weiblicher Personen fand in der Deutschen Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege zu Berlin eine lebhaft diskutierte Diskussion statt. Dr. Straßmann hatte auf den großen Prozentsatz hingewiesen, den die Nähmaschinenarbeiterinnen zu den in der Charité behandelten Fällen Unterleibskranker stellen und auf Grund seiner Beobachtungen es für wünschenswerth erachtet, daß Mädchen unter 16 Jahren überhaupt nicht als gewerbliche Nähmaschinenarbeiterinnen beschäftigt werden, und die Arbeitszeit der Nähmaschinenarbeiterinnen nicht über 10—11 Stunden auszudehnen sei. Auch während der Wochenbettzeit und der weiblichen Perioden sei die Nähmaschinenarbeit zu unterlassen. In der Erörterung über den Vortrag wurde den Thesen im Allgemeinen zugestimmt, aber darauf hingewiesen, daß die Nähmaschinenarbeit allein nicht Ursache der zahlreichen Erkrankungen sei, sondern daß andere Ursachen dazu mitwirkten. Eine Nähmaschinenkrankheit gebe es nicht. Dagegen sei es wohl offensichtlich, daß eine zu lange Beschäftigung an dieser Maschine Erkrankung bedingen könne. Eine 10—11stündige Arbeitszeit an der Nähmaschine sei durchaus gesundheitschädlich. Im Allgemeinen wurde anerkannt, daß zu lange Arbeitszeit, schlechte Lüftung der Arbeitsräume, schlechte Ernährung wegen zu geringer Löhne, mangelnde Erholung und unregelmäßige Lebensweise die häufigsten Erkrankungen weiblicher arbeitender Personen bedingen. Schon vor Jahren hat der französische Fabrikinspektor Laporte auf den gesundheitschädlichen Einfluß lang andauernder Nähmaschinenarbeit hingewiesen und das Verbot dieser Arbeit für jugendliche Arbeiterinnen befürwortet.

### Frauenarbeit auf dem Gebiet der Industrie, des Handels und Verkehrswezens.

Frauenarbeit in der englischen Textilindustrie. Das Labour-Department des englischen Handelsamts veröffentlicht den ersten Theil eines Berichts von Miss Collet, die bekanntlich von der englischen Regierung mit statistischen Erhebungen über die Frauenarbeit betraut wurde. Dieser Bericht zeichnet ein Bild von der Entwicklung der Frauen- und Mädchenarbeit in englischen Industriezentren. Wie der Kommissar Uewellyn Smith in der Einleitung mittheilt, ist der Zweck der Arbeit, das wichtigste Material zur Beurtheilung der Arbeitsverhältnisse von Frauen und Mädchen im Laufe des Jahrhunderts zusammenzustellen, soweit dieses Material in amtlichen Berichten enthalten ist, und es durch neue Erhebungen zu vervollständigen. Der veröffentlichte erste Theil der Arbeit behandelt die Leinen- und Juteindustrie in Schottland und Irland (Dundee und Belfast). Miss Collet gelangt auf Grund ihrer Untersuchungen zu folgenden interessanten Schlussfolgerungen: In Dundee ist die Heimarbeit der Frauen viel rascher verfallen, als die der Männer. In Belfast hat sich die Fabrikarbeit mit überraschender Schnelle entwickelt. Doch fand der Kraftstuhl langsamer Eingang als in Dundee, und Männer und Frauen waren ziemlich gleichmäßig beschäftigt, während es in Dundee für selbstverständlich galt, daß die mechanischen Webstühle von Frauen und Mädchen bedient wurden. Bei den alten Handwebstühlen in Belfast wurden die Frauen nach den nämlichen Lohnsätzen gezahlt, wie bei ähnlichen Beschäftigungen verwendete Greise und Kinder. In der Textilindustrie von Belfast und Dundee sind die Frauenlöhne seither viel mehr gestiegen als die entsprechenden Männerlöhne. Die Berichte aus Dundee für 1896 und Belfast für 1897 weisen eine wesentliche Steigerung der Frauenlöhne im Verhältniß zu den Löhnen der Mädchen auf; Kinder, die jetzt Halbzeit arbeiten, erhalten mehr als Vollarbeiter im Jahre 1833. Die Löhne von Mädchen unter



18 Jahren in Spinnereien sind in Dundee um etwa 50 Prozent gestiegen, in Belfast um etwa 100 Prozent, jene der Frauen um circa 70 bezw. 90 Prozent. Es verdienen heute Spinnerinnen in Dundee und Belfast ungefähr 50 Prozent mehr als erwachsene Spinner im Jahre 1833. In Dundee befinden sich die Frauen in den Bevölkerungsklassen über 20 Jahre den Männern gegenüber in dem abnormalen Verhältniß von 3 zu 2. Die Lage der Arbeiterinnen ist in Belfast besser als in Dundee, obgleich ihre Löhne in Belfast niedriger sind. Die Zahl der in Fabriken beschäftigten Frauen ist geringer und nicht im Wachsen begriffen, wie in Dundee; die Kindersterblichkeit ist geringer und der Prozentsatz unehelicher Geburten ist nicht so hoch.

**Als Fahrkarten-Ausgeberinnen im preussischen Eisenbahnverkehr** sollen vom 1. April an Frauen als vollbeschäftigte Gehilfinnen angestellt werden. Die königliche Eisenbahndirektion Berlin ist mit der Führung der betreffenden Anwärterinnenliste betraut. Die etatsmäßige Anstellung erfolgt auf Grund einmonatlicher Kündigung; bei der Anstellung haben die Fahrkarten-Ausgeberinnen den Dienst als Staatsbeamte zu leisten. Angestellt werden nur unverheiratete weibliche Personen, kinderlose Witwen und Witwen, welche der Pflege ihrer Kinder entbunden sind. Im Falle der Verheirathung wird das Dienstverhältniß ohne Kündigung mit Ablauf des Kalenderquartals gelöst, in welchem die Eheschließung erfolgt. Das Dienst-einkommen der Fahrkarten-Ausgeberinnen ist dem der Ausgeber gleichgestellt. Das Mindestgehalt beträgt jährlich 1100 Mk. und steigt in 15 Jahren auf 1500 Mk., daneben wird der Wohnungsgeldzuschuß für Unterbeamte gewährt.

### Bereins- und Versammlungsrecht.

**Das Vereins- und Versammlungsrecht der Frauen in Sachsen** will die sächsische Erste Kammer nicht den Wünschen der reaktionären Landtagsmajorität entsprechend noch weiter einschränken. Sie lehnte es ab, den diesbezüglichen Bestimmungen beizutreten, welche die Konservativen der Zweiten Kammer mit Hurrah durchgedrückt haben. Die sächsischen Proletarierinnen können sich also auch künftighin der kümmerlichen politischen und gewerkschaftlichen Bewegungsfreiheit erfreuen, welche das vielgepriesene „Juwel“ ihnen läßt. Dagegen stimmte die Erste Kammer der geforderten Entrechtung der Minderjährigen zu. Wir haben wiederholt ausführlich dargelegt, welch schreiendes Unrecht und welch politisch kurzfristige Maßregel es ist, den seit frühesten Jugend in den Kampf um die Existenz geschleuderten Minderjährigen des werththätigen Volkes das Vereins- und Versammlungsrecht zu beschränken, bezw. zu entziehen. Die volljährig gewordenen Minderjährigen werden sicherlich eines Tags den Herren Reaktionären mit dem sozialdemokratischen Stimmzettel über das ihnen zugesügte Unrecht quittiren.

**Die politische Rechtslosigkeit der Frauen auf dem Gebiete des Vereins- und Versammlungsrechts in Bayern** soll womöglich weiter erhalten werden. So wenigstens will es der Ausschuß der Reichsrathskammer, der den auf die Reform des Vereins- und Versammlungsrechts bezüglichen Gesetzentwurf zu berathen hatte. Bekanntlich besteht eine der wesentlichsten Verbesserungen dieses Entwurfs darin, daß die großjährigen Frauen in Bayern künftighin an allen öffentlichen, unpolitischen wie politischen Versammlungen Theil nehmen können, und daß ihnen unter bestimmten Voraussetzungen auch das Recht zur Mitgliedschaft von Vereinen zusteht, die sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen. Die Regierung sowohl wie die Abgeordnetenkammer waren für die diesbezügliche Reform. Der Ausschuß der Reichsrathskammer hat dagegen mit 4 gegen 3 Stimmen beschlossen, die Zulassung der Frauen zu politischen Versammlungen aus dem Gesetz zu streichen. Ob die Reichsrathskammer dem Beschluß ihres Ausschusses beitrifft, ist zweifelhaft. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß die Majorität sich brüstet, päpstlicher als der Papst zu sein: reaktionärer als die Regierung des Herrn v. Feilitzsch und das Abgeordnetenhaus, in dem das Zentrum herrscht.

### Frauenbewegung.

**Die französischen Frauenrechtlerinnen im Wahlkampf.** An dem Kampfe zu den letzten französischen Kammerwahlen, die am 8. Mai stattgefunden haben, nahmen die französischen Frauenrechtlerinnen regen Antheil und suchten während derselben ihre Forderungen energisch und wirksam zur Geltung zu bringen. Eine stattliche Reihe frauenrechtlicher Organisationen wendeten sich u. a. in einem Manifest an die Wähler und an alle Französinen. In demselben wurde die Unterstützung der Frauen für alle Kandidaten gefordert, bezw. zugesagt, welche sich durch ihre Unterschrift verpflichteten, für bestimmte Reformforderungen zu Gunsten des weiblichen Geschlechts

einzutreten oder welche durch ihre bisherige Haltung ihre Zustimmung zu diesen Forderungen bewiesen haben. Die Frauenrechtlerinnen forderten: 1. Bei gleicher Arbeit gleichen Lohn für alle vom Staat beschäftigten Frauen. 2. Das Vormundschaftsrecht. 3. Das Recht für die Ehefrauen, über ihr persönliches Vermögen und den Ertrag der eigenen Arbeit frei zu verfügen. 4. Die gleiche elterliche Gewalt für Mutter und Vater. 5. Das Recht, unmittelbaren Antheil an allen öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen. Dank der rührigen Agitation der französischen Frauenrechtlerinnen hatten sich bis zum 6. Mai bereits 49 Kandidaten verschiedener Parteirichtungen zum Eintreten für diese Forderungen verpflichtet. Bekanntlich wurde von Frau Minna Cauer und Frä. Dr. juris Anita Augspurg ein ähnliches, wenn auch schwächeres Vorgehen der deutschen Frauenrechtlerinnen angeregt. Mit welchem Erfolge, darüber sind bisher noch keine Nachrichten in die Oeffentlichkeit gedrungen. Allerdings haben wir auch noch nicht gehört, daß die deutschen Frauenrechtlerinnen der Aufforderung der beiden Führerinnen Folge geleistet hätten und daß sie thatsächlich rührigen Antheil an dem entbrannten Wahlkampf nahmen.

**Ueber die Stellung der russischen Frau einst und jetzt** berichtete eine Russin, Frau Wera Wend, kürzlich in einem äußerst beifällig aufgenommenen Vortrage zu Paris folgende interessante Thatsachen: Unendlich traurig war das Leben des russischen Weibes gegen die Mitte der byzantinischen Periode. Noch mehr geknechtet wurde die Frau unter der strengen Mönchsherrschaft des Mittelalters; namentlich waren die jungen russischen Mädchen zu wahrer Gefangenschaft verurtheilt. Nie durften sie in der Oeffentlichkeit erscheinen. Selbst die Töchter der Fürsten vertrauten ihre Jugend eingekerkert in ihrem väterlichen Schlosse oder hinter den Mauern eines Klosters. Dabei wurden sie von ihren Vätern, Brüdern und Gatten mit größter Härte behandelt, und erst Peter der Große that den ersten Schritt zur Emanzipation der so frevelhaft Gefesselten. Er lud die moskowitzischen Damen an seinen Hof und erlaubte ihnen, sich ohne Scheu vor den Männern sehen zu lassen; er gab in seinem Palaste Gastmähler, Feste und Bälle, bei denen die Frauen in englischer, französischer oder deutscher Tracht erscheinen durften. Aber erst im achtzehnten Jahrhundert gewann das russische Weib endlich seine vollständige Freiheit und mit den Jahren haben die russischen Gesehe den Frauen immer mehr Rechte eingeräumt, so daß sie jetzt wohl außer den Engländerinnen die begünstigste Stellung unter allen europäischen Frauen einnehmen. Mit 17 Jahren bedarf die Russin keines Vormundes mehr, mit 21 Jahren ist sie vollständig Herrin ihres Willens und kann selbst ohne die Zustimmung ihrer Eltern eine Heirath eingehen. Als Verheirathete hat sie volles Recht auf den in die Ehe gebrachten Besitz; sie verkauft und testirt, ohne der Autorisation ihres Mannes zu bedürfen. Was sie in der Ehe erwirbt, ist ihr unantastbares Eigenthum. Die Ehescheidung ist zwar nur in besonderen Fällen gestattet, doch bezeigt man der geschiedenen Frau die größte Achtung und Rücksicht. Auch Kindern läßt man es in Rußland nie fühlen, wenn ihre Eltern eine Schuld oder gar ein Verbrechen auf sich geladen haben. In Rußland empfindet das junge Mädchen nicht den Familiendruck; es ist allein für seine Handlungen verantwortlich und wird in der Wahl eines etwaigen Berufs von keiner Seite beeinflusst. Als Studirende fühlt sie sich ganz frei in ihrem Thun und steht dem „qu'en dira t-on“ durchaus gleichgiltig gegenüber. Ganz besonders haben die russischen Arztinnen auf dem Lande die Leistungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts erwiesen. Durch ihre aufopfernde Thätigkeit, durch das völlige Selbstvergeben ihrer eigenen Interessen, durch ihr reiches Wissen und Können haben sie allgemeine Achtung und Bewunderung errungen. Ihr Wirken ist ein ungemein segensreiches und reicht weit über den Kreis der ärztlichen Berufsthätigkeit hinaus.

**Die Zahl der englischen Armenpflegerinnen** betrug im letzten Jahre 950. Die Armenpfleger und -pflegerinnen werden durch die Steuerzahler jeder Gemeinde gewählt, auch die steuerzahlenden Frauen besitzen das Wahlrecht zu den Armenbehörden. Sie beziehen kein Gehalt, haben aber viel Arbeit.

**In die Armenverwaltung von Süd-Australien** wurde die erste Frau gewählt: Miß Catherine Spence.

**Der Armenpflugschaftsrath für Frankreich**, eine beratende Körperschaft, hat in einer Resolution den Wunsch ausgesprochen, die Frauen möchten zur Verwaltung der Armenpflege zugelassen werden.

**\* Gegen 400 weibliche Personen sind im schwedischen Postdienst beschäftigt.** Etwa die Hälfte davon sind Vorsteherinnen in schwedischen Postanstalten und beziehen ein jährliches Gehalt von 600 Kronen, sowie bestimmte Sondereinnahmen. Es giebt 2 weibliche Postmeister und 20 Postexpeditoren. Letztere beziehen 1000 Kronen und erhalten Alterszulagen, sowie Sondereinnahmen. Das Gehalt der männlichen Postbeamten beträgt durchschnittlich 200 Kronen mehr.